

Einleitung

Uwe Meixner

Die Textauswahl aus dem Reichtum der Tradition metaphysischen Denkens erfolgte unter mehreren Gesichtspunkten, an erster Stelle naturgemäß unter der Voraussetzung einer bestimmten Definition von dem, was Metaphysik ist. *Die Metaphysik ist diejenige menschliche Aktivität, die darauf abzielt, auf einer hohen Stufe der begrifflichen Allgemeinheit ein theoretisches (also logisch organisiertes) Gesamtbild von allem überhaupt und von uns Menschen darin hervorzubringen. Eine Metaphysik ist dagegen ein Produkt dieser Aktivität, eben ein theoretisches Gesamtbild von allem überhaupt und vom Menschen darin auf einer hohen Stufe der begrifflichen Allgemeinheit.*

Offenbar ist der Metaphysik nach ihrer Definition der systematische Charakter wesentlich. Wir sind heute – in Zeiten, in denen dem System und mithin dem systematischen Denken mißtraut wird – geneigt, gerade darin eine große Gefahr für den Wahrheitsgehalt von Metaphysik zu erblicken. Doch ist tatsächlich kein logischer Grund einzusehen, warum der Wahrheitsgehalt eines theoretischen Systems eo ipso geringer sein sollte als der einer Ansammlung von Aphorismen. Der systematische Charakter einer Metaphysik ist vielmehr ein Kriterium für ihren Wert. Letztlich entscheidend dafür ist aber natürlich, ob sie wahr ist. Genau dies ist nun jedoch besonders schwer auszumachen. Und so bezieht sich die generelle erkenntnistheoretische Metaphysikkritik zumeist auf eben diesen Punkt. Insbesondere Kant oder die logischen Empiristen, z. B. Rudolf Carnap, sind hier zu nennen. Daneben stört manchen auch die angeblich typische begriffliche Unklarheit von Metaphysik, die jedoch weniger ein Problem der Metaphysik als solcher sein dürfte als vielmehr das mancher Metaphysiker. Die moderne Entwicklung der Erkenntniskritik zeigt nun aber, daß zwischen Metaphysik und anderen Erkenntnisaktivitäten in Wahrheit kein kategorischer Unterschied besteht, sondern allenfalls ein Unterschied des Grades. Absolute Gewißheit ist, außer vielleicht in den trivialeren Bereichen der Logik, in keiner Erkenntnisaktivität zu haben, am

wenigsten freilich in der Metaphysik. Angesichts ihres Erkenntnisziels kann das aber nicht verwundern. Unser Wissen in einem theoretischen, begrifflich allgemeinen Gesamtbild zu einem definitiv letzten Abschluß in »ersten Prinzipien« zu bringen, kann aus erkenntnistheoretischen Gründen kein Vorhaben sein, das sich mit relativer Gewißheit in dieser oder jener Weise realisieren ließe. Denn ein solches Vorhaben geht notwendig über pragmatische oder empirische Argumente hinaus. Das Ausbilden gleichberechtigter, aber einander widersprechender theoretischer Alternativen ist daher der Metaphysik so wesentlich wie ihre systematische Gestalt. Und beides ist durch die faktischen historischen Ausprägungen der Metaphysik in der Philosophie des Westens bestens dokumentiert.

Die vorliegende Sammlung beinhaltet Auszüge aus sechs solchen Ausprägungen, aus sechs Metaphysiken. Diese Auszüge müssen vergleichsweise umfangreich sein, um dem Leser einen Eindruck von dem wesenhaft systematischen Charakter von Metaphysik zu vermitteln. Das ist nicht möglich auf jeweils nur ein paar Seiten. Die Auszüge verweisen, gelegentlich ganz explizit, auf die größeren textlichen Zusammenhänge, denen sie entnommen sind. Und natürlich ist der Leser eingeladen, diesen Verweisen nachzugehen. Die architektonische Größe einer Metaphysik wird sich nämlich erst dann enthüllen, wenn man sie zur Gänze kennt. Die Länge der gewählten Textausschnitte verkleinert allerdings die Anzahl der Autoren, die auf 200 Seiten zu Wort kommen können, drastisch. Ausgeklammert bleibt daher eine Repräsentierung der (sehr lebendigen) Metaphysik des 20. Jahrhunderts, obwohl auch dort reichlich interessanter, ja faszinierender Stoff vorhanden ist; etwa bei Alfred N. Whitehead, J. M. E. McTaggart oder den modernen Metaphysikern der Analytischen Philosophie, David Lewis und David Armstrong. Daß für unser Jahrhundert hingegen kaum deutschsprachige Metaphysiker zu nennen sind (Heidegger etwa ist wohl eher zu den »Metaphysiküberwindern« zu zählen), sollte allerdings zu denken geben. Denn diese Tatsache spricht womöglich für eine gewisse innere Lähmung der deutschen Philosophie, deren Ursachen nicht weit zu suchen sein dürften. Einerseits liegen sie in einer kritiklosen Verinnerlichung der Metaphysikkritik Kants, verstärkt durch die Rezeption des »Metaphysiküberwinders« Wittgenstein und des Metaphysikfeindes Nietzsche. Andererseits wirkt noch immer der ebenso kritiklose Glaube an Hegels System als nicht mehr

zu überbietendem Höhepunkt (also eigentlichem Endpunkt) aller Metaphysik nach.

Aufgenommen wurden in diesen Band allein Autoren, die in jeder Hinsicht Klassiker der Metaphysik sind, jedoch nicht alle, die diesen Namen verdienen. Insbesondere die lange Tradition der christlichen Metaphysik hat nicht wenige Autoren zu bieten, die sehr wohl als metaphysische Klassiker bezeichnet werden können: etwa Augustinus, Anselm von Canterbury und vor allem Duns Scotus. Doch tritt hier ein anderer Gesichtspunkt der Textauswahl in Kraft, der den Verzicht auf die Repräsentation dieser Autoren angesichts des wenigen zur Verfügung stehenden Platzes rechtfertigt: der des *ausgeprägten Kontrastes*. Es kommt mir darauf an, klassische Metaphysiken vorzustellen, die nicht bloß im Detail kontrastieren. Metaphysik ist eben auch wesenhaft eine Erkenntnisbemühung, die zu einander widersprechenden Ergebnissen führt. Hier kommt es also darauf an, den metaphysischen Konflikt *im Grundsätzlichen*, so wie er historisch vorliegt, repräsentativ sichtbar zu machen. Dem klassischen universalen christlichen Theismus Thomas von Aquins stehen in der abendländischen Tradition an prominentester Stelle vier Metaphysiken gegenüber, die wiederum auch untereinander stark kontrastieren: 1. der rein immanente materialistische Naturalismus Epikurs, dessen attraktivste Gestalt diejenige ist, die ihm der römische Dichter Lukrez verliehen hat und der gerade heute wieder besonders aktuell ist;¹ 2. der pantheistische, mystisch leuchtende Naturalismus Spinozas; 3. der logico-theistische Optimismus Leibnizens; und 4. der Schopenhauerische Pessimismus – letzterer eine neuartige Erscheinung in der Philosophie des Westens, da er ein dort zuvor noch nicht vernommenes uneingeschränktes Nein zum erscheinenden Dasein und zu dessen Grund beinhaltet. Lukrez, Spinoza, Leibniz, Schopenhauer haben demzufolge ebenso wie Thomas Eingang in diese Textsammlung gefunden. Alle fünf Denker haben im Grundsätzlichen kontrastierende Systeme der Metaphysik geschaffen.

An Aristoteles vorbeizugehen, ist aber gänzlich unmöglich, da er die Disziplin der Metaphysik (er nannte sie »Erste Philosophie«) in ihrer eigentümlichen Gestalt eigentlich erst begründete. Er hat

¹ So sind etwa in Bernulf Kanitscheiders Buch *Im Innern der Natur* – u. a. ein Plädoyer für den modernen Naturalismus – allenthalben lukrezische Anklänge erkennbar, z. B. in seiner Religionskritik.

sie nicht nur durch eigene Beiträge bereichert, deren Einfluß kaum zu ermessen ist, sondern mit ihm kam die Metaphysik erst zu sich selbst. Von Aristoteles stammen auch die ersten Metaphysikdefinitionen, die die wesentlichen Theorie-Elemente bestimmen, die in jeder Metaphysik – und sei es in der Verneinung – zum Tragen kommen.

Nach dem im vorliegenden Band dokumentierten Verständnis von Metaphysik ist diese allerdings weder mit der (allgemeinen) Ontologie des Aristoteles, seiner Wissenschaft vom Seienden als Seienden identisch, noch mit dessen Theologie, der Wissenschaft vom abgetrennt Unbeweglichen. Vielmehr gehören über diese zwei Theorie-Elemente hinaus immer auch kosmologische und anthropologische Motive zu einer Metaphysik, die sich als begrifflich-allgemeines Gesamtbild *von allem überhaupt und des Menschen darin* versteht. Diese beiden letzteren Elemente mögen sich etwa manifestieren in Aussagen zur (effizienten wie finalen) Kausalität, zur Bewegung (und damit zu Raum und Zeit), zu Notwendigkeit, Zufall und Freiheit, zu Leib und Seele sowie in Aussagen zu einer ersten (oder »letzten«) Bestimmung dessen, *was* der Mensch ist, wovon eine Charakterisierung des letzten (oder »ersten«) Sinns der menschlichen Existenz praktisch unabtrennbar ist. Spätestens an diesem Punkt der metaphysischen Sinnaussage wird Metaphysik auch in ethischer Hinsicht bedeutsam. Denn es ist klar, daß eine Ethik, wenn es sie sinnvoll überhaupt geben soll, ohne ein ihr eigentümlich zugrundeliegendes Menschenbild nicht auskommt. Ein solches aber liefert auf allgemeinsten Ebene die Metaphysik. Diese Verhältnisse führen somit zu dem von David Hume beobachteten und monierten,² aber im Kern legitimen Nexus zwischen Metaphysik und Ethik, Seins- und Sollensaussagen: Ethik bedarf eben eines Menschenbildes, und Metaphysik ist in der mit einem Menschenbild implizierten Sinnaussage nicht völlig wertfrei.

Es ist Aufgabe der Metaphysik, das primäre (oder ultimative) Menschenbild zu erstellen. Die empirischen Details, die andere Wissenschaften beitragen, sind für jenes Menschenbild in jedem Fall relevant, können es aber – auch in ihrer Akkumulation – in keinem Fall erzwingen. In diesem Zusammenhang ist ein Wort über das Verhältnis von Metaphysik und Erfahrung bzw. empiri-

² Vgl. das 3. Buch des *Traktats über die menschliche Natur*, Teil I, Abteilung I, Schlußabsatz.

scher Wissenschaft angezeigt: Metaphysik ist keineswegs als eine *apriorische* Wissenschaft intendiert. Keineswegs versteht sie sich also als eine Wissenschaft, die die Erfahrung nicht benötigt, und in der statt dessen die Vernunft sich nur mit sich selbst beschäftigt, wie etwa Kant meinte (vgl. *Prolegomena*, A 125). Richtig ist es zu sagen, daß Metaphysik, indem sie all unser empirisches Wissen zu einem Abschluß in einer allgemeinen letzten Deutung und Stellungnahme bringt, unweigerlich *transempirisch* ist. Das ist aber etwas anderes als *apriorisch*. Reflexionen dieser Art zum Selbstverständnis der Metaphysik finden sich sowohl am Anfang der hier vorgelegten Sammlung bei Aristoteles, als auch an ihrem Ende bei Schopenhauer, als Reaktion auf Kants Metaphysikkritik. Insbesondere die Reflexionen Schopenhauers richten sich gerade auf das Verhältnis von Metaphysik und Erfahrung. Sie gehören zum Besten, was ein Metaphysiker auf Kant erwidern kann, der freilich selbst der erste war, der erkenntnistheoretische Reflexionen über Metaphysik in größerem Umfang und (anders als Hume oder Locke) mit echtem Verständnis für die Sache der Metaphysik anstellte.

Doch zwingt Vernunft keineswegs, Kant zu folgen – auch wenn dieser selbst es vielleicht so sah. Will man sich statt dessen kritisch mit Kants Metaphysikkritik auseinandersetzen, so bietet sich dafür die Darstellung seiner erkenntniskritischen Philosophie an, die er unter dem Titel *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können* gegeben hat. Anlaß zu einer solchen kritischen Auseinandersetzung besteht jedenfalls genug. So lesen wir in den *Prolegomena* (A 195) die folgende trutzige Herausforderung: »Glaubt jemand sich hiedurch [sc. durch die Behauptung, daß die Metaphysik seit Aristoteles keinen Fortschritt gemacht habe; U. M.] beleidigt, so kann er diese Beschuldigung leicht zu nichte machen, wenn er nur einen einzigen synthetischen, zur Metaphysik gehörigen Satz anführen will, den er auf dogmatische Weise a priori zu beweisen sich erbietet, denn nur dann, wenn er dies leistet, werde ich ihm einräumen, daß er wirklich die Wissenschaft weiter gebracht habe: sollte dieser Satz auch sonst durch die gemeine Erfahrung genug bestätigt sein. Keine Forderung kann gemäßiger und billiger sein, und, im (unausbleiblich gewissen) Fall der Nichtleistung, kein Ausspruch gerechter, als der: daß Metaphysik als Wissenschaft bisher noch gar nicht existiert habe.« Muß sich irgendein Metaphysiker *als* Metaphysiker –

also als jemand, der solche Erkenntnisansprüche gar nicht stellt, weil sie seiner Disziplin nicht zugehören – hiervon betroffen und angegangen fühlen? Muß es gerade ihm darum gehen, irgendeinen seiner Sätze »auf dogmatische Weise a priori zu beweisen«, wenn doch Beweise und apodiktische Gewißheit außerhalb von Logik und Mathematik nirgendwo in der Wissenschaft zu haben sind? Würde »das Spielwerk von Wahrscheinlichkeit und Mutmaßung« der Metaphysik, wie Kant meint (*Prolegomena*, A 195), wirklich ebenso schlecht anstehen wie der Geometrie, wenn doch, wie schon Xenophanes sagt und noch im 20. Jahrhundert Karl Popper bestätigt, »Vermutung an allem haftet« (*Diels/Kranz*, Fragment B 34)? Schon Aristoteles zufolge (*Nikomachische Ethik*, 1094b) darf man vernünftigerweise von keiner Disziplin einen höheren Gewißheitsgrad erwarten, als es ihr Sachgebiet zuläßt. Eben dies tut aber Kant in bezug auf die Metaphysik. Von ihr erwartet er einen höheren Gewißheitsgrad als es das Thema, auf das sich ihre Erkenntnisbemühungen richten, eigentlich zuläßt. Kant äußert diese Erwartung also selbst *unvernünftigerweise* – wenn auch vor allem in Reaktion auf die überzogenen Gewißheitsansprüche mancher Metaphysiker, Aristoteles selbst nicht ausgenommen.

Wie in inhaltlicher Hinsicht unterscheiden sich die ausgewählten Autoren auch in ihrem Stil (was freilich in diesem Band – außer natürlich bei Schopenhauer – nur in Übersetzungen spürbar gemacht werden kann). Die berühmte Undurchsichtigkeit von Aristoteles' Büchern zur *Metaphysik* (Avicenna, der bedeutendste arabische Metaphysiker des Mittelalters, las sie vierzigmal ohne sie zu verstehen) geht zu einem nicht geringen Teil auf die notizenhafte Knappheit seiner Texte zurück. Seine gänzlich trockenen Ausführungen waren wohl für den Vorlesungsbetrieb gedacht; im nachhinein kann man sie aber auch, wenn sie sich erst dem Verständnis geöffnet haben, durchaus als äußerst prägnant empfinden, jedenfalls im Griechischen. Lukrez ist ein großer Dichter, der sein Lehrgedicht der epikureischen Philosophie *De rerum natura* in wuchtigen, von aufklärerischer Leidenschaft durchdrungenen Hexametern, im Versmaß des homerischen Epos vorträgt. Thomas wiederum türmt in seiner *Summe gegen die Heiden* Kapitel für Kapitel in völlig unpersönlicher, emotions- und schnörkelloser Prosa Argument auf Argument. Beständig führen mehrere Argumente zu ein und derselben Konklusion, wobei sie von akzeptierten, von den Autoritäten (u. a. Aristoteles) herstammenden Gemeinplätzen

ausgehen. Ihre logische Struktur ist meist recht durchsichtig gehalten, keineswegs aber stets im strengen Sinne syllogistisch. Spinoza wiederum ist fasziniert vom Ideal der mathematischen Erkenntnis und sucht daher in seiner *Ethik* Metaphysisches *more geometrico* zu beweisen. Er bietet das schwere Gerät von Axiomen, Definitionen und Lehrsätzen auf – nicht immer mit entsprechender logischer Kompetenz. Leibniz dagegen, der sicherlich als der beste Logiker unter den sechs in diesem Band repräsentierten Metaphysikern gelten kann, spricht im *Discours de Métaphysique* gewissermaßen in intellektuellem Plauderton über die tiefsten Fragen. Schopenhauer schließlich will verstanden werden – in der deutschsprachigen Philosophie eine Zielsetzung, die man gewiß loben muß. Doch paradoxerweise trägt gerade sein meisterlich klarer Stil gelegentlich dazu bei, manche Schwäche in der Argumentation für seine tiefempfundene Philosophie in *Die Welt als Wille und Vorstellung* zu verschleiern.

Neben ihrer systematischen Bedeutung als Beiträge zur Metaphysik sind die ausgewählten Texte auch historische Dokumente, und infolgedessen ist manches an ihnen rein zeitbedingt. Das betrifft insbesondere Aussagen, die sich auf die jeweils zeitgenössische empirische Wissenschaft beziehen. Doch darf man sich dadurch die systematische Bedeutung der Texte ebensowenig verdunkeln lassen wie durch andere historische Akzidenzien (wie z. B. daß Schopenhauer ein enttäuschter Mann in einer enttäuschten Epoche war). Denn mag auch die Geschichte der empirischen Naturwissenschaft voranschreiten, mag sich die Physik als deren Inbegriff wandeln – die Alternativen der Metaphysik bleiben davon im Kern unberührt. Denn Metaphysik beginnt ihrem Wesen nach erst dort, wo die Physik aufhört. Beispielsweise ist es für die zentrale metaphysische Botschaft von Lukrez unerheblich, daß der antike Atomismus von der modernen Atomtheorie ganz und gar verschieden ist. Die metaphysische Alternative einer transzendenzlosen Welt, die aus sich heraus durch innere Notwendigkeit und Zufall da ist und sich wandelt, wäre sogar auch dann noch eine vertretbare Position, wenn unsere Physik inhaltlich ganz anders geartet wäre, als sie es gegenwärtig ist, selbst wenn sie dabei nicht weniger erfolgreich wäre. Es überrascht nicht, daß in diesen Zeiten der Hochblüte empirischer Naturwissenschaft die metaphysische Tragweite ihrer Erkenntnisse weit hin überschätzt wird. So sind viele Zeitgenossen der Ansicht, die »moderne Wissenschaft« schließe den Theismus aus und liefere

statt dessen gute Gründe, für einen physikalistischen Naturalismus zu optieren, den Physikalismus. Der Physikalismus findet die ersten bewegenden Prinzipien der Natur im objektiven Zufall und in einer nicht weiter zurückführbaren objektiven naturgesetzlichen Notwendigkeit; und er läßt außer physikalischen Entitäten nichts anderes gelten. Wer sich für diese metaphysische Alternative entscheidet, übersieht dabei leicht, daß seine Wahl keineswegs durch die Naturwissenschaften *an sich*, nämlich insofern sie empirische sind, gefordert ist. Er vergißt die Tatsache, daß diese Wahl eben eine *Wahl*, genauer: eine *rational freie* Wahl ist. Dies kann auch durch die folgende Überlegung erläutert werden: Nehmen wir an, die Wissenschaftsentwicklung wäre eine ganz andere gewesen, weil die Welt eben eine wesentlich andere wäre. Nehmen wir an, es hätte sich herausgestellt, daß die Sonne, wie alle Gestirne, um die Erde, den Mittelpunkt des Kosmos, kreist und daß die Arten der Lebewesen nach ihrem offenbar spontanen ersten Auftreten am Anfang der Welt konstant sind, so daß eine Evolution weder stattgefunden hat noch stattfindet. Wäre damit der Theismus bewiesen und der Physikalismus widerlegt? Gewiß nicht.

Doch scheint es eine metaphysische Tradition zu geben, deren Zeit definitiv abgelaufen ist und die nur noch historisches Interesse beanspruchen kann. Ich meine die gut zweitausendjährige Tradition des Platonismus, die angefangen bei Platon selbst (der freilich seinerseits keineswegs ein Platonist im Vollsinn ist) vor allem durch Plotin, Proklos, Scotus Eriugena und Nikolaus von Kues verkörpert wird. Viele Motive des Platonismus haben Aufnahme in anderen metaphysischen Richtungen gefunden, vor allem im klassischen christlichen Theismus. Jedoch erscheint die Annahme einer vielschichtigen transzendenten geistigen Welt, die statt des blutigen Dunkels der Verbannung in die Materie unsere eigentliche metaphysische Heimat ist, uns heute wohl als gar zu phantastisch. Man mag sie nicht einmal mehr als Zufluchtsort aus negativen historischen Erfahrungen empfehlen. Immerhin ist und bleibt der Platonismus die klassische metaphysische Einbettung der westlichen (christlichen oder nichtchristlichen) Mystik, an der das Interesse gegenwärtig so groß ist wie nie zuvor.

Platon ist kein systematischer Metaphysiker, wie es Plotin und Eriugena ohne Zweifel sind. Doch sind manche Texte von ihm von derart großer metaphysischer Bedeutung, daß sie hier wenigstens im Rahmen eines *Verweises* auf metaphysische Texte der plato-

nischen Tradition – neben solchen von Platon sind es Texte von Plotin und Eriugena – genannt werden sollen: Aus den Dialogen Platons: *Timaios*: 27c – 31b, 37c – 38b, 46d – 48a, 49d – 52c, 68e – 69c, 92c; *Phaidon*: 80e – 84b, 97c – 103c, 105b – 107d; *Politeia*: 508a – 511e, 514a – 517e; *Symposion*: 210a – 212a; *Parmenides*: 130a – 135c. Dann aus den Lehrschriften Plotins: *Enneade* IV,8 [6]; *Enneade* VI,9 [9], 46-Schluß; *Enneade* V,3 [49], 77-Schluß; *Enneade* I,8 [51], 1–24; *Enneade* II,9 [33], 20–180.³ Schließlich aus dem dritten Buch von Eriugenas monumentalen Werk *Periphyseon* (oder *Von der Einteilung der Natur*) Kapitel 4 und die Kapitel 17–23. (Zu Angaben über geeignete Übersetzungen dieser Werke siehe im Anhang.)

Es bedarf einer besonderen Rechtfertigung, warum in der vorliegenden Sammlung Hegel fehlt. Wäre mehr Platz zur Verfügung gestanden, so hätte ohne Zweifel ein Text von Hegel Aufnahme in dieses Buch gefunden, obwohl es besonders schwer ist, anhand von Textausschnitten einen auch nur einigermaßen erhellenden Eindruck vom Hegelschen System zu vermitteln. Hegels Philosophie ist jedoch nicht, wie viele glauben wollen, der Endpunkt oder gar die Vollendung der Metaphysik. Deshalb ist es nicht unbedingt zwingend, seine Philosophie durch Abdruck eines Textes in dieser Sammlung zu berücksichtigen, zumal andere Gesichtspunkte *dagegen* sprechen, nicht zuletzt die der mangelnden Verständlichkeit und unzureichenden logischen Transparenz. Und welcher der sechs aufgenommenen Autoren sollte Hegel auch Platz machen? Ich wüßte keinen.

Auch können nicht berücksichtigt werden die Metaphysiker der interessantesten aller Metaphysikfeinde, also diejenigen David Humes und Friedrich Nietzsches. Hume bietet ein lehrreiches Beispiel für die Instabilität der metaphysischen Skepsis. Die skeptische Ablehnung der vorgefundenen, in ihrer Begrifflichkeit aber kaum mehr verstandenen scholastischen Metaphysik verwandelt sich unter Humes Händen (wie besonders im 1. Buch des *Traktats über die menschliche Natur* nachzulesen) unversehens in eine der bizarrsten aller Metaphysiken: Die Welt wird zum transzendenz- und substanzlosen, in seiner Bewegung grund- und ziellosen Fluß subjekt-

³ Die in eckigen Klammern angegebenen Zahlen sind die Stellen der Lehrschriften in der Chronologie des Porphyrius; die Abschnittsangaben dahinter beziehen sich auf die fortlaufende Passagenzählung der Harderschen Übersetzung.

loser, aber dennoch quasi-psychischer, quasi-substantieller Qualia (»perceptions«). Der Mensch aber, Körper und Seele, erscheint als eine temporäre Verklumpung dieser Qualia. Es ist eben nur ein kleiner, wiewohl logisch unzulässiger Schritt von der Ablehnung einer Annahme zu der Annahme ihrer Negation (von z. B. »ich mache nicht die Annahme, daß es materielle Substanzen gibt« zu »ich mache die Annahme, daß es keine materiellen Substanzen gibt«). Es ist aber eben ein Schritt, der unversehens auch vom Skeptiker getan wird, weil auch er dem metaphysischen Bedürfnis nach Abschluß, Vollständigkeit, Unbedingtheit in der Erkenntnis unterliegt, so daß auch er kognitive Bestimmtheit sucht: *hin* zu »ich weiß, daß A« oder zu »ich weiß, daß nicht A«, aber *weg* von »ich weiß nicht, ob A«. Jedoch ist bei Hume – und in ganz ausgeprägter, wahrhaft monomanischer Form bei Nietzsche, der wie Hume als Skeptiker nur beginnt – noch ein weiteres Motiv für jenen Schritt erkennbar: der Drang, gegebene metaphysische Ansichten zu zerstören. Denn man kann eine Ansicht nur durch die Annahme ihrer Negation zerstören, und keineswegs schon dadurch, daß man sich der Ansicht – wie der echte Skeptiker – nicht anschließt, sie nicht mitmacht.

Doch mögen Hume und Nietzsche auch *eine* Metaphysik zerstört haben (was mehr als zweifelhaft ist), *die* Metaphysik selbst haben sie gewiß nicht zerstört. Letzteres zu behaupten heißt nur, einem gängigen philosophiehistorischen Klischee zu folgen. Denn klarerweise ist die Annahme der Negation einer (von anderen gemachten) metaphysischen Annahme wiederum eine metaphysische Annahme. Hume und Nietzsche haben somit, insofern sie über die bloße Skepsis hinausgingen, nur jeweils eine neue Metaphysik einer anderen, schon gegebenen entgegengesetzt. Die Metaphysikfeinde sind also selbst zu Metaphysikern geworden. Wenn das weiter oben Gesagte richtig ist, dann sind Nietzsches oder Humes Metaphysiken zudem keineswegs besser begründet als andere konsistente Metaphysiken, sondern es handelt sich bei ihnen bestenfalls um weitere, prinzipiell ergreifbare metaphysische Alternativen.

Das dem erkennenden Menschen wesentliche Bedürfnis nach Erkenntnisabschluß wird insbesondere auch in seiner ultimativen Ausrichtung auf die Erstellung eines begrifflich-allgemeinen theoretischen Bildes des Seins als Ganzes weiterhin wirksam bleiben. Deshalb besteht die Notwendigkeit, sich mit den metaphysischen

Alternativen auseinanderzusetzen, insbesondere mit den klassischen Resultaten, die jenes Bedürfnis (»Metaphysik als Naturanlage«, wie Kant sagt) schon gezeitigt hat. Es ist wichtig zu sehen, daß es dabei nicht auf eine Entscheidung zwischen den Alternativen ankommen kann – nicht auf eine *offizielle*, eine *persönliche* trifft ohnehin ein jeder. Eine allgemeinverbindliche Entscheidung auf rein kognitivem Wege ist nicht möglich. (Aber ist sie das bei den Naturwissenschaften? Spielen nicht auch dort in Entscheidungssituationen – also am dramatischsten bei sog. »wissenschaftlichen Revolutionen« – erkenntnisexterne Motive eine unabdingbare Rolle?) Aus dieser erkenntnistheoretischen Situation haben die Metaphysikkritiker zwar stets viele Argumente gewonnen. Doch auf eine Entscheidung kommt es, wie gesagt, gar nicht an, jedenfalls nicht im Rahmen der Philosophie. Es kommt vielmehr an auf eine Pflege dessen, was man als »metaphysische Kultur« bezeichnen könnte. (In Deutschland freilich kann man wohl nicht einmal mehr von Pflege, sondern muß geradezu von Neugewinnung dieser Kultur sprechen.) Unter Pflege der metaphysischen Kultur ist gemeint der philosophisch kompetente Umgang mit metaphysischen Begriffen, Fragestellungen, Argumentationen und mit alternativen metaphysischen Theorien aus Interesse an der Sache, das eben deshalb nicht *bloß historisch* sein darf. Erst ein solcher Umgang vermag zu einer wahren philosophischen Kennerschaft *in metaphysicis* führen. Diese Kennerschaft dient der eigenen Orientierung im Denken; es ist schon viel erreicht, wenn metaphysische Fragen überhaupt als solche erkannt, und nicht etwa für naturwissenschaftliche gehalten werden. Und erst solche Kennerschaft kann, wenn sie entsprechende Verbreitung findet, vielleicht auch hierzulande neue Entwicklungen im Bereich der Metaphysik vorbereiten. Weiterhin dient philosophische Kennerschaft in metaphysischen Dingen der Gewinnung kritischer Kompetenz, um die manchmal recht dürftigen metaphysischen Versuche philosophischer Laien von anderen, ernsterzunehmenden Entwürfen unterscheiden zu können. Nicht zuletzt ist jene Kennerschaft ein Bollwerk gegen den Irrationalismus (die »Schwärmerei«, würde Kant sagen), der in moderner Gestalt nicht selten als Esoterik auftritt. Der damit verbundenen Verabschiedung von reflektierter Begrifflichkeit, Logik und Argumentation in der Anwendung auf letzte Fragen kann nur durch Pflege der metaphysischen Kultur entgegengewirkt werden. Ihr soll dieses Buch dienen.